



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von der alten Zuluherrlichkeit

von seinem Versprechen zu, von Frau und Kindern — aber dann überkam ihn die alte unglückliche Leidenschaft mit letzter, siegender Gewalt. Er stand leise auf und kleidete sich notdürftig an, zog ein Jagdgewehr hinter dem Schrank hervor und machte Anstalten, durch das lautlos geöffnete Kammerfenster zu steigen.

Plötzlich regte es sich im Bettchen der Kinder. Rattrinken fing an, unruhig zu werden. Es wimmerte ängstlich und schlug mit den Händen, offenbar im Traum erschreckt. Friedrich war vom Fenster zurückgetreten. Plötzlich stand er wie versteinert: Der Mond sprang aus einer Wolkenschleuse und durchspülte die Kammer mit bleichem Licht. Mitten darin kniete Rattrinken aufrecht im Bette, hatte die Händchen gefaltet und betete mit wimmerndem Stimmchen: „Liebe Gott, betüze uns den guten Vater, behahre ihn vor einen jähen, unvernehenen Tode, Amen!“ Noch ein kurzes, hilfloses Wimmern, dann lag sie schon wieder in den Rissen und war vom Schlaf genommen. Keiner der anderen Schläfer war in seiner Ruhe gestört worden, aber jener Unglückliche Friedrich, warf sich erschütternd auf sein Lager und barg schluchzend den Kopf in die Rissen. —

Wie lange er so gelegen haben möchte, wußte er nicht — plötzlich fiel in der Nähe des Hauses ein Schuß, und dann noch einer. Kurz darauf hörte er Schritte auf dem Hofe. Jetzt schlug der Hund auch wütend an. Stimmen wurden laut, die sich was zuriefen. Dann klopfte es am Fenster: „Hilfe! Hilfe!“

Frau Therese wurde wach, die Kinder begannen zu schreien, während Friedrich leichenblaß an das Fenster sprang und öffnete. Es stand der Bursche vom Förster Brand da draußen und der berichtete mit klappernden Zähnen, sie hätten ein Gefecht gehabt mit einem Wilderer. Er sei erschossen und Runde möge doch sofort zur Hilfeleistung kommen.

Friedrich machte sich auf den Weg. Am großen Kreuz am Heidkamp, stieß er zu dem Förster Brand. Er stand schweigend bei der Leiche des Erschossenen, während der Bursche aus Ästen eine Tragbahre herstellte. Der Verunglückte hatte einen Schuß durch den Rücken ins Herz bekommen und war sofort tot gewesen. Sie betteten ihn auf die Bahre und trugen ihn in Runde's Haus.

Es war der Nachbar Kleier

Von der alten Zuluherrlichkeit

Von P. Odo Ripp, RMM.

Die Varden

Sochgespannte Seelenstimmung löst sich gewöhnlich in Sang und Klage auf. So entsteigen heitere Lieder den freudegeschwellten Herzen, in Klagetönen aber macht der Mensch seinem Seelenschmerz Luft. Die geistigen Witterungen, die sich über dem menschlichen Gemüte lagern, werden gar sehr beeinflusst von klimatischen Zuständlichkeiten, von günstigen sowie mißlichen Lebensbedingungen, unter denen die Erdenjöhne ihre Zelte aufgeschlagen haben. Wo ein lichter, azurblauer Himmel mit wohllichem Sonnenschein sich über den Menschen wölbt,

da findet man häufig ein langesfrohes Volk. Amazulu, die Himmel, nennt sich ein zahlreicher Stamm der Bantufamilie. Heiter wie der Ather-Himmel ist sein Gemüt, zum Lachen, Scherzen und Singen stets aufgelegt. Tagsüber und bei Nacht kann der Wanderer oder der aus der Ruhe aufgeschreckte Schläfer die lärmenden Naturkinder bei ihren Spielen und Festgelagen hören. Vor allem zur Winterzeit, wenn die Kornspeicher gefüllt und mehr wie üblich in dampfenden Kesseln ein mälziger Trunk gebraut wird, da zieht manch einer singend und johlend durch die Landschaft. Gar oft ist es der freundliche Mond, der ihm durch alle Fährnisse des Weges heim zur Hütte leuchtet. Aus dem kräftigen



Hochw. P. Emanuel Hanisch, apost. Präfekt von Amtata und Erzbischof
Gilswid, apost. Delegaten von Südafrika

Sone seiner Stimme läßt sich schließen, daß er sein Instrument gut geölt hat, furchtlos und entschlossen ist, den Kampf mit allen Schattenbildern, Kobolden und Wassernixen aufzunehmen, wenn derlei Wesen sich mit ihm messen wollten.

Während so fröhliche Sangesstimmung manch düsteres Gewölk vom Horizont der Volksseele vertreibt, gibt es nebenbei auch Berufsfänger, die sogenannten izimbongi. Wie die Barden bei den germanischen Völkern die Heldentaten ihrer Fürsten besangen, so hatten auch die hiesigen Herrscher ihre Hoffänger, deren Beruf es war, das Lob und den Ruhm ihres Herrn zu besingen. Bei ihrer Tätigkeit versielen sie zuweilen auch in die Rolle des Hofnarren, der dem Könige im Feuer der Begeisterung auf eine drollige Weise was in die Ohren raunen konnte, was anderwärts ihm kein Sterblicher zu sagen unterstand. Heutzutage hat noch jeder Stammeshauptling sein Imbongi. Doch da die alte Herrlichkeit dieser Schattenkönige hingeschwunden ist, fehlt auch der Stoff, der die dichterische Ader eines Barden in Schwung brächte. Nur unter dem alten Regime, wo das Kriegshandwerk ungehindert geübt wurde, konnte die Muse einige Säger begeistern und die rauhen Taten des Mars besingen. Sie machten sich durch ihr seltsames Kostüm bemerkbar. Neben all dem Schmuck von Perlschnüren, Spangen, Pelzwerk der gewöhnlichen Krieger trugen sie ein Leopardenfell, auf dem Kopfe den Schädel dieses Tieres. In den Händen tüchtige Stöcke, mit denen sie den Saft schlugen. Aber die Schultern hing eine Art Mantel aus den Schwänzen von wilden Tieren. Einige dieser Barden brachten es zu einer gewissen Berühmtheit. Zur Zeit Tschakas wurden seine Taten durch den sprichwörtlich gewordenen Mshongweni besungen. Machte man jemand eine größere Zumutung, da gab er wohl zur Antwort: „Soll ich für die Herrschaften danken, bin ich etwa der Mshongweni?“ Diesen Barden fiel nämlich auch die Aufgabe zu, für andere beim König zu danken.

Der berühmteste aller Barden, die im Zululand auftraten, war Magolwana Ka Mkatini unter der Herrschaft Mpandes. Er war eine hochbeinige hagere Gestalt.

Es zeigten sich keinerlei Vorgebirge an seinem Wesen. Bei den Naturvölkern fällt nämlich manches bedeutend in die Wagschale bei der Einschätzung eines Menschen. Fällt das Hintergestell gar so abschüssig ab, so machen sie hämische Bemerkungen, zumal wenn die Person eine Evasstochter ist. In ihrer Phantasie sehen sie da einen Elefanten dahertrotten. Ist ja jenes Tier auch nicht besonders formvollendet in jenen Regionen. Magolwana war ein reicher Mann. Er hatte einen großen Viehstand, eine stattliche Anzahl Frauen, die ihm 215 Sprößlinge schenkten. Weil er eben ein Meister war in seinem Fache, war er eben bei König und Volk beliebt. Die meiste Zeit verbrachte er am Hoflager, wo er gut gepflegt wurde. Besonders ward seine Kehle stets feucht gehalten. Der Ukamba, der hiesige „Maßkrug“, nur in bedeutend größerem Ausmaß, wurde vom Hofdiener fleißig nachgefüllt. Aus diesem Krüge schlürfte er den zährenden Hirsensaft, der bei ihm Sangesstimmung weckte und die Schleißen seiner dichterischen Phantasie offen legte. Aus dieser Quelle sprudelte die Begeisterung, die ihm stets neue Lobeshymnen und Schmeichelnamen für den König auf die Zunge zauberte.

Schauen wir nun im Geiste eine dieser Hofzonen, wo dem König durch seinen Varden gehuldigt wird. Hatte nämlich der Fürst in Gnaden einige seiner tapferen Krieger ausgezeichnet, sie mit Ochsen beschenkt, so wollte es der Anstand, daß sie sich beim Großen bedankten. Da sich aber nicht jedermann dazu geeignet fand, meldete man sich beim Hofmeister, der dann die Angelegenheit an den königlichen Imbongi also berichtete: „Sieh da die N. N. sind vom König beschenkt worden. Sie sind außerstande gebührend zu danken. Geh du und statte für sie Dank beim König ab, sie sind ja alle Stümper.“ Darauf warf sich Magolwana in seine Montur und zog mit ihnen hinauf. Inzwischen war Mpande auf seinem Fahrstuhl vor die Hütte gezogen worden. (Schluß folgt)

Das hohe Lied der Heidenmission

Von Pierre l'Ermite, Paris*

In der Pariser Kolonialausstellung wurde auch ein Missionspavillon feierlich eröffnet. Er hat Anspruch darauf, als erster besucht zu werden, von den Katholiken eines Europa, das schon in allen Fugen fracht, das zerschissen ist vom Atheismus, Marxismus, Sensualismus und auch von der Verzweiflung. Die anderen mögen zuerst die liebetändelnden Affen besuchen, die auf ihren Gipsfelsen herumklettern, oder die großen Löwen, die angewidert und gelangweilt mit verächtlicher Miene zurückdenken an ihre königliche Einsamkeit in der Wüste, während die Scharen der Besucher an ihnen vorüberziehen, wohlgeschützt durch tiefe Gräben und Gitterstäbe. Der Katholik biegt zuerst nach rechts ab, zu jener Weltausstellung, die ihm das wunderbare und unaufhörliche Vordringen seines Glaubens in der ungeheuren Weite der neuen Erdteile vor Augen führt. Es ist der Pavillon der Missionen.

Schon der erste Eindruck ist großartig. Die Kirche mit ihrem 40 m hohen Glockenturm, überragt von der jungfräulichen Gottesmutter auf der Schlange, hebt den Missionspavillon feierlich heraus aus den benachbarten Pavillons. In der Kirche verharrt die Besuchermenge in stillem, gesammeltem Gebet. Sie fühlt, daß sie sich inmitten ergreifender Erinnerungsdenkmäler an die Schlachten des Glaubens befindet. Man kann deutlich 3 Wellen der Eroberung unterscheiden. Die erste war jene der Apostel; sie richtete sich auf die Eroberung der christlichen, der rö-

*) Aus „Schönere Zukunft.“